

Pál Deréky: Meines Helden Platz – Über den Roman von Lajos Parti Nagy

(München: Luchterhand, 2005; aus dem Ungarischen von Terézia Mora)

In Wien gibt es einen Heldenplatz. „Als die französischen Besatzungstruppen 1809 Wien verließen, sprengten sie einen Teil der Burgbastei, die nicht mehr wiederhergestellt wurde. An ihrer Stelle entstand sukzessive der Platz in seiner heutigen Form. Er wurde 1878 in Erinnerung an die »Helden« der Schlacht bei Aspern im Jahre 1809 gegen Napoleon so benannt.“* Am Balkon der Hofburg zum Heldenplatz begann Hitler am 15. März 1938 um 11 Uhr vormittags vor einer riesigen Menschenmenge seine Rede zur Feier des Anschlusses, die von Ernst Jandl in seinem bekannten Gedicht *wien: heldenplatz* mit den folgenden Anfangszeilen verewigt wurde: „der glanze heldenplatz zirka / versaggerte in maschenhaftem männchenmeere / drunter auch frauen die ans maskelknie / zu heften heftig sich versuchten, hoffensdick / und brüllzten wesentlich.“

In Budapest gibt es Heldenplätze zwar auch in den Außenbezirken (in den Stadtteilen Cinkota, Rákosszentmihály, Rákosliget und Soroksár) – alle erhielten ihre Namen in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts –, doch den Heldenplatz findet man vor dem Stadtwaldchen. Auch am Budapester Heldenplatz brüllzen seit beinahe einem Jahrhundert verschiedene Männchenmeere, drunter auch Frauen, wesentlich. Dabei hat alles so harmlos angefangen. Der Budapester Heldenplatz liegt am Ende des Andrassy-Boulevards, einen Steinwurf vom Széchenyi-Bad mit seiner berühmten Heilquelle entfernt, die 1878 erschlossen und alsbald zum Heilbad ausgebaut wurde. Der Architekt Ybl baute eine Gloriette mit Trinkbrunnen, und 1896, im Jahr des Millenniums kam eine jahrmarktverdächtige Touristenattraktion dazu, der Pavillon des riesigen Feszty-Rundbildes, dem Innsbrucker Riesenrundgemälde ähnlich, das ebenfalls aus dem Jahr 1896 stammt.** Der Budapester Monumentalschinken stellt die Führungspersönlichkeiten der sogenannten Landnahme dar, der Innsbrucker die Schlacht am Bergisel am 13. 8. 1809. Daraus könnte – muss aber nicht – gefolgert werden, das österreichische Heldentum habe sich in den napoleonischen Kriegen herausgebildet, und habe etwas mit Landesverteidigung zu tun, während das tausendjährige ungarische eher figural, also persönlichkeitsbezogen sein müsse. Tatsächlich wurde der 1932 so benannte Budapester Heldenplatz niemals umbenannt, er beherbergt doch so etwas wie ein nationales Panoptikum. Dafür wurden die Helden und Heldinnen in und um den beiden Rundbögen periodisch ausgetauscht.

Partis Helden Platz hat ebenfalls austauschbare Figuren. Vom Habitus wie vom Sprachgebrauch her dem Totalitarismus, besser gesagt den Totalitarismen zuzuordnen, sind diese Protagonisten doch keine altmodischen Erlöser mehr, mit komischen Namen und Bärten und Schnurrbärten und sternensüßesäten Militäruniformen. Die *Adlerboys* genannten Schläger haben schicke Bomberjacken über ihr Federkleid an, denn sie sind oder waren grundsätzlich Tauben. Von der Taube fällt uns die Schnulze *Una paloma blanca* ein, die weiße Friedenstaube Picassos, die Taube mit dem Ölzweig im Schnabel als Symbol des Friedens. Wir wissen: Tauben fressen reinen Weizen, die Taube küsst ihre Partnerin. Sie spielt auch in der Symbolik des Christentums eine Rolle: „Fürwahr, der Himmel öffnete sich und der Heilige Geist kam in Form einer Taube auf Jesus hernieder.“ Die Taube

* nach Peter Autengruber: Lexikon der Wiener Straßennamen 3. Auflage, Wien: Pichler, 1998 S. 91.

** <http://lexikon.freenet.de/Riesenrundgem%C3%A4lde>

wurde und wird also in unserem Kulturkreis meistens als Quell der Freude bzw. Erleuchtung, und als Sinnbild des Friedens wahrgenommen. Partis Tauben sind dagegen aggressive Wesen, die dabei sind, die Macht im Staate des Helden zu übernehmen. Ihr Anführer, der Diktator in spe heißt Julius Caesar ähnlich Tubitza Caesar. Tubitza ist im Ungarischen ein Kosenamen für Tauben, Turteltäubchen etwa. Tubitza Caesar ist alles andere als das, er ist der Typ eines klassischen Kriegsverbrechers, eines besessenen Massenmörders. Er läßt nicht nur seine Frau Renate, von ihm Renci genannt, seiner Konkubine Henrietta Kis – einer ehemaligen Polizistin – wegen umbringen, sondern auch zahllose andere Tauben wie Menschen. Seine bahnbrechende Erfindung ist die Nutzbarmachung der Erkenntnisse und Methoden der Xenotransplantation, wobei Transplantate zwischen artverschiedenen Individuen ausgetauscht werden. Tubitza Caesar haust mit seiner Gefolgschaft in den oberen Stockwerken und im ausgebauten Dachgeschoß eines riesigen, alten, halb verfallenen Mietshauses in der unmittelbaren Nähe des Heldenplatzes. Sein Wohnungsnachbar, ein schüchterner, armer Schriftsteller wird sein erstes Opfer. Er ist der einzige verbliebene Mieter in diesem Teil des Hauses, auch er überlegt sich, angesichts des Taubenterrors auszuziehen, doch der Diktator kommt dem zuvor. Er wird von Tubitzas Ärzten zumindest zum Teil gehäutet – die Tauben brauchen viel dehnbare Menschenhaut – und ihm werden Flügel eingesetzt. Nun spaltet sich das Wesen des Schriftstellers. Der sagen wir menschlichere Teil bleibt offenbar in der Wohnung, kuriert seine Verletzungen aus, erklärt sie als Unfall, und pflegt weiterhin Kontakte mit seinem gleichgesinnten Freundeskreis – typisch verschüchterte mitteleuropäische Intellektuelle, die über die Taubenplage lästern und witzeln und sich mürrisch im Grunde doch fügen. Der taubenähnlichere Teil mit den xenotransplantierten Flügeln, dem langsam sprießenden Federn und dem langsamen Schrumpfungsprozeß seiner Gliedmaßen durchleidet eine lange Rekonvaleszenz, in deren Verlauf er auch mental-gedanklich immer mehr zum Rassenbruder, schließlich zur Führungsgestalt der palomitischen Rassengemeinschaft, des neuen palomitischen Herrenvolkes mutiert. Dieser Held, ehemals ein Männchen der Gattung Homo Sapiens Sapiens, das zur Menschentaube oder zum Taubenmenschen umoperiert wurde, lernt zwar fliegen, und findet zunehmend Gefallen an der geilen und meistens betrunkenen Renci, er merkt, wie die Luft über ihrem Kopf vor Lust vibriert, wie ihr Bauch glüht, wie schön ihre kleine rosa Schnabelwurzel ist, kann sich aber bei der Paarung kaum an den Schnabelgeruch der Gattin des Duce gewöhnen. Vor allem beschäftigt ihn die Frage, was zu tun wäre, wenn dieses Verhältnis als Rassenschande aufgefasst werden würde. Er beantwortet die Frage dadurch, dass er sie ans Messer liefert. Und bald die Position des Führers in der neuen Diktatur anzustreben beginnt. Die beiden Teile, die beiden Ichs des Schriftstellers kommunizieren miteinander per E-Mail, und ihr Schicksal entscheidet sich erst zum Schluß des Romans – allerdings auf eine Weise, die mehr Fragen offen läßt als beantwortet.

Wichtiger als die Geschichte ist jedoch die Sprachkunst von Lajos Parti Nagy. Seine beinahe von den Anfängen seiner Dichterlaufbahn von der Kritik einhellig gelobte, ja bejubelte Fähigkeit, allein durch Sprachgebrauch Charaktere zu schaffen. Er nimmt sich dabei alle Freiheiten, auch solche, von denen vor ihm nicht einmal bewusst war, dass es sie gibt. Er erfindet zahlreiche Neologismen und Hapaxlegomena – nur einmal belegte, in ihrer Bedeutung oft nicht genau zu bestimmende Wörter –, die, mögen sie auch bemüht oder gekünstelt klingen, sinnlich sind. Hier will auch die Leistung der Übersetzerin Terézia Mora gewürdigt werden, die auch die unmöglichsten Sachen aus dem Nagylajosischen kunstvoll ins Deutsche zu

übersetzen vermocht hat.^{***} Parti Nagys Figuren bestehen aus (wie er es einmal formuliert hat) Sprachfleisch. Liebloser formuliert, ermöglichen sie allein durch ihre Lautgestalt zahlreiche Assoziationen. Anhand der Beschaffenheit des totalitaristischen Gedankengutes und nach Art des Sprachgebrauchs spielt die Geschichte in Budapest gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, also zur Entstehungszeit des Romans. Es ist eine eiskalte, triste Welt. Auf den Straßen promenieren Baseballschläger mitführende Passanten, in der Nachbarwohnung werden sog. Gruppenmeetings mit Kulturprogramm veranstaltet, die zu nächtlicher Stunde mit einer Schießerei beendet werden, MPi-Salven reißen die Bewohner der Gegend aus dem Schlaf. Doch niemand wagt sich zu beklagen. Denn ohne Zweifel platzen sie (die Adlerboys) auch in der Freizeit schier vor Energie. Wenn sie genug davon haben, sich gegenseitig bis auf den blutigen Skalp zu deckeln, zertrümmern sie, quasi als Beweis ihres Raumanspruchs, das eine oder andere Schaufenster. Und wenn sie den Dienst antreten, sich aufplustern und geordnete Formationen annehmen, wechselt man besser die Straßenseite. Bomberjacken, Baseballschläger, paramilitärische Formationen, Gewalt gegen Einrichtungen oder gegen ausgesuchte Personengruppen deuten auf extremistische Tendenzen unserer Gegenwart. Raumanspruch erinnert aber bereits an den Lebensraum im Osten, und auch die Krallenkreuz-Fahnen und -Abzeichen weisen eindeutig auf ihre Herkunft, auf ihre enge Verwandtschaft mit den Hakenkreuzen, Kruckenkreuzen und Pfeilkreuzen der Nazizeit hin. Auch Euphemismen, den verbrecherischen Inhalt verdeckende neutrale oder gar schönrednerische Ausdrücke, wie „Wasserspiele“ deuten auf historische Vorbilder. Wasserspiele nennen die Adlerboys jene Tötungsart, bei der der Gegner in die Donau getrieben wird, so wie im Weltkrieg Juden und Partisanen in die Donau geschossen worden waren. „Wasserspiele, die haben hierzulande eine schöne Tradition“ sagt ein Protagonist (S. 17.). Der Ausdruck: *Erwachende Tauben* lässt den Sprachgebrauch der Zwischenkriegszeit aufleben, der obligate Gruß „Reinen Weizen!“ weist sowohl auf linke wie auf rechte Grußformeln der 40er und 50er Jahre hin. Die herbeigesehnte Nacht der Abrechnung, die *Nacht des Reinenweizens* spielt eindeutig an die Reichskristallnacht an. Genmanipulierte Wesen, wie Kolibripitbulls (sie haben kleine grüne Körper, ihr Biß ist apfelgroß), Kobrahunde, Schwalbenratten und Killerrehe wiederum sind 21. Jahrhundert, wie auch der Hinweis darauf, dass dem Helden regelmäßig Sperma zum Zwecke der Konstruktionsversuche neuer interessanter Kreaturen abgezapft wird. An unsere Tage mahnt auch die bewusst verwendete, von den SprecherInnen als besonders humorvoll und geistreich empfundene, ungebildete, rohe, brutale Sprache. Beispielsweise belehrt Oberrassengenosse Tubitza den Schriftsteller, der darauf beharrt, seine Geschichte sei fingiert, dass es fingierte Geschichten nicht gäbe, „...denn fingieren tut man am Klavier. Am Pistolenhalfter. Oder an sich selbst. An der Fotze seiner Mutter, mit allem nötigen Respekt gesagt.“ (S. 37.) Der Schriftsteller wird verächtlich mal als Bruder, mal als Fuckimucki angeredet, ihm wird angedroht, sich ja zu fügen, sonst ist *finita la Anita* (S. 71.), er wird als Humanchen, Herrentierchen, Säugaffe beschimpft, der sich nur eines merken soll, dass die palomistische Wissenschaft die Fremdherzigen und Hetzendenker gnadenlos ausmerzen werde. (S. 96.) Auch die Weibchen der neuen Humantauben reden so, zum Beispiel die Renci: „...pfujilein, was sind das für Reden Fuckimucki, sag sofort Ölweig zu mir.“ Trotz der Tristesse des Gegenstandes reizt die Komik des Sprachgebrauchs an zahlreichen Stellen zum

^{***} man kann allerdings aus dem Kniestand nur mit Maschinenpistolen schießen, hinter einem Maschinengewehr liegt oder sitzt man; auch können MGs nicht repetiert werden. „Sie repetierten ihre Maschinengewehre und gingen in den Kniestand, so wie sie es gelernt hatten.“ (S. 24.)

Lachen. Man sieht vielen Lösungen von Mora an, dass sie Spaß an der Übersetzung gehabt haben muss.

Doch auch Parti Nagy leistet sich den Spaß, Teile seiner Novellistik als intertextuelle Versatzstücke in den Roman einzubauen. Er nutzt die Fähigkeit zur Selbstspiegelung in der Literatur und lässt den Verfasser des Romans in der von ihm geschaffenen Welt auftreten. Nachdem Tubitza Caesar dem Schriftsteller-Protagonisten des Romans unmissverständlich klar gemacht hat, dass er nicht an den fingierten Charakter der frühen Erzählungen glaubt, fragt ihn dieser, welche Erzählung oder welche Person ihn denn interessiere. Tubitza nennt Onkel Kálmánka, den Helden der Erzählung *Die Toten im Balaton*. „Nein sagte ich, eine Novelle mit dem Titel *Die Wogen des Balaton*, die habe ich geschrieben.“ Tubitza ist aber nur an der Geschichte interessiert, an den Körperexperimenten von Onkel Kálmánka, des Erzählers seines absurden Lebenslaufes, der Lebensgeschichte eines Kampffressers, der von frühester Kindheit vom Ehrgeiz angetrieben wird, möglichst viel organische Materie in möglichst kurzer Zeit in sich hineinzustopfen: Industriefette, Schokomasse, Blut, Innereinen, Grind. Sein ganzes Leben und Streben ist nur auf dieses Ziel gerichtet, vom Training der Kaumuskulatur und der Speiseröhre bis zur Einnahme von Präparaten zur Unterstützung der Hautdehnung. Die Auflösung der Körperkonturen interessiert Tubitza und seine abartigen Ärzte, sei es die extreme Hautdehnung, sei es das komplette Ausräumen aller Innereinen eines Freiwilligen, der den Traum hat, als lebendes Streichinstrument in einer Straßenkapelle mitzumarschieren, während auf seinem Körper-Resonanzkasten gespielt wird, seien es die drei Budapester Obdachlosen, die von Tubitzas Wissenschaftler präparierten Kanisterwein trinken, und für 18 bis 20 Stunden so groß werden, wie die amerikanische Botschaft oder die Nationalbank. Onkel Kálmánka platzt, wird vom Rassenoberrat zum Pionier der Gigantopalmologie ernannt und per Denkmal verewigt, die drei Obdachlosen werden ausgestopft und in das palomistische Walhalla verfrachtet und selbst Hennilein, die Konkubine Tubitzas, wird bei Bedarf auf Taubengröße geschrumpft oder zu Denkmalgröße aufgeblasen. Der Diktator hofft offenbar darauf, dass die scheinbare Auflösung der Körpergrenzen zu einer Vereinigung mit Gott, zu der in Theologie und Philosophie viel beredeten *Unio mystica* führen könne, in seinem Fall zur *Unio terroristica*, zu seiner Verschmelzung mit den Massen, was ihm, gäbe es nicht im letzten Augenblick eine überraschende Wende, wohl auch gelingen würde.

Gewiss hat *Meines Helden Platz* parabelhafte Züge, die angestrebte Diktatur der Taubenmenschen oder Menschentauben korrespondiert mit dem tatsächlich erfolgten Zugewinn an Einfluss rechtsextremer Ideen und Organisationen (nicht nur in Ungarn) zur Zeit der Entstehung des Manuskriptes, ich glaube indes, dass der Roman eher als eine sprachkritisch-humorvolle negative Utopie bezeichnet werden kann. Mögen uns die Kampfthauben und die Adlerboys Partis auch an Hitchcocks *Vögel* erinnern oder an *Die Pest* von Camus mit ihrer ansteckenden Rattenhorde, also an Tiere, die als gefährlich wahrgenommen werden, der Roman ist eher eine negative Gesellschaftsutopie, ähnlich denen von Jonathan Swift, bzw. Frigyes Karinthy, der in seinen Romanen *Die Reise nach Faramido* und *Capillaria* Gullivers fünfte und sechste Reise beschrieb.^{****} Zum Schluss zitiere ich daher Michael

^{****} Nach seiner ersten Reise zu den zwergwüchsigen Lilliputanern, der zweiten zu den Riesen und der dritten auf die fliegende Insel betritt Lemuel Gulliver auf seiner vierten Reise das Land der weißen Pferde, der Houyhnhnms, deren verachtete Bedienstete die Yahoos sind, ein gieriges, hässliches, gemeines Affenvolk. Mit Schrecken erkennt er, dass der Mensch, er selber, nur eine wenig höhere Form der Yahoos darstellt, und aus der Unterweisung und dem Beispiel der edlen, vernunftvollen Pferde geht ihm die ganze Gemeinheit, Unvernunft, Gier, Bosheit, Hässlichkeit der Menschennatur

Haneke, der über seine Verfilmung von Kafkas *Schloss* folgendes gesagt hat: „Wenn es eine Utopie geben sollte, die man ernstnehmen kann, dann kann das nur eine negative Utopie sein. Und die wiederum kann es nur geben, wenn man genau analysiert, meinetwegen auch übertreibt, wenn man eine präzise Bestandsaufnahme des Gegebenen bietet. Wenn ich das, was ist, wirklich radikal zu Ende formuliere, dann kann aus den Einsichten, die der Zuschauer gewinnt, eine Form von Hoffnung, Utopie, von Kampfwillen entstehen. Die Zeiten naiver Utopien in der Kunst sind – ganz allgemein gesprochen – vorbei. Wenn es eine Utopie gibt, dann ist es nur die Utopie des Schrecklichen und der Zerstörung, die so weit geht, daß sie Widerstandskräfte mobilisiert. Ich kenne keinen einzigen ernstzunehmenden Autor oder Filmemacher, der heute noch wagen würde, Utopien als realisierbare Lebenshilfe anzubieten.“

auf. Als Gulliver nach England zurückgekehrt ist, denkt er über die Houyhnhnms nach und findet immer mehr, dass diese Pferde die wahre Weisheit besäßen, die Menschen aber in Aussehen und Tun in der Tat hässlichen Affen glichen. Karinthy's *Die Reise nach Faramido* (Utazás Faramidóba, 1916), Gullivers fünfte Reise führt zum Planeten der vernunftgelenkten, guten Maschinen, die miteinander in Musiktönen kommunizieren, und die irdischen Menschen für Krankheitserreger einer, allerdings bald vorübergehenden, Infektion der Erde halten. *Capillaria*, Gullivers sechste Reise führt unter die Meeresoberfläche, ins streng zweigeteilte Reich der Oihas (Frauen) und Bulloks (Männer). Am Anfang waren die Oihas, heißt es laut ihrer Eigendefinition, die sich selbst befruchteten und vermehrten. "Später stülpte die Ur-Oiha [...] aus Bequemlichkeits- und vor allem aus kosmetischen Gründen jenes gewisse unbequeme und häßliche Organ, das die Selbstbefruchtung ausführte, aus ihrem Körper aus, und trennte es schließlich ganz von diesem – und seither lebt dieses Organ, das wir großspurig und anmaßend als Männchen bezeichnen, obgleich es nichts anderes ist, als ein gesondert lebender Körperteil der Frau, schmarotzerhaft in der Umgebung der Oihas, ohne selbständige Funktion und in ewiger unbewußter und ohnmächtiger Sehnsucht, sich neuerlich mit dem Körper zu vereinen, aus dem es als unwürdig ausgestoßen wurde." (Frigyes Karinthy: *Die neuen Reisen des Lemuel Gulliver*. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. Berlin: Das Neue Berlin, 1983. S. 126.). Gulliver wird gewahr, daß die wurmförmigen Bulloks, eine Art Kreuzung aus Penis und Gehirn, in Wirklichkeit freiwillige Sklaven der Oihas sind. Die Oihas leben ein ruhiges, glückliches Dasein, das ausschließlich dem Kult ihrer sinnlichen Wünsche und Freuden, dem Kult der Schönheit und Annehmlichkeit gewidmet ist. Die Bulloks befriedigen alle ihre materiellen Bedürfnisse, um schließlich von den Oihas teilweise zwecks der Fortpflanzung, teilweise als Delikatesse aufgefressen zu werden.